Badische Heimat 33 (1953)

Zerstörtes und gerettetes Kulturgut im Bodenseeraum

Zur Geschichte der Donaueschinger Handschrift des Nibelungenliedes

Von Joseph L. Wohleb, Freiburg i. Br.

Daß Kriege unersetzliche Kulturwerte zerstören, haben wir in einem Ausmaß wie kaum eine andere Generation miterlebt. Wir wissen, daß das Grauenhafte, ist es einmal heraufbeschworen, vor nichts haltmacht, ja vor nichts haltmachen kann.

Mit den unausbleiblichen Zerstörungen durch Kriegsgeschehen hat sich der menschliche Unverstand im Lauf der Geschichte nicht begnügt. Er vernichtete zusätzlich, und, gebunden im Denken seiner Zeit, vermeinte er dabei, einer Notwendigkeit zu entsprechen, etwas Sinnvolles zu vollbringen.

Diese seltsame Tragik umwittert zwiefach die Geschichte der Handschrift des Nibelungenliedes in Donaueschingen. Entsprechend dem Brauch, ähnliche Stücke näher zu bestimmen, als Hohenemsische oder Laßbergische Handschrift bezeichnet, trägt sie in ihrem Doppelnamen die Erinnerung weiter an die Heimstätte des Heldenliedes und an den Mann, der es dem Heimatraum erhalten konnte.

Welches Schicksal die Handschrift hatte, ehe sie nach Hohenems gelangte, wird sich nie mit Sicherheit feststellen lassen. Daß sie im Bodenseeraum im zwölften Jahrhundert entstand, ist unwidersprochen. Einige Forscher neigen zur Annahme, sie sei auf der Burg Montfort geschrieben worden. Andere, und zwar die meisten, vermuten den Schreiber auf der Burg Altems über Hohenems. Dir und mir, die wir den schlichten Folianten aus Bildern oder aus eigener Anschauung kennen, da wir ihm im unvergeßlichen Max-Egon-Saal der fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen unsere ehrfurchtsvolle Aufwartung machten, wie sie dem wertvollsten Erbstück der mittelalterlichen Glanzzeit des deutschen Volkes gebührt, uns fällt es leicht, uns vorzustellen, wie in einer Burgerkernische hoch über dem Bodensee ein ritterlicher Mann einen Buchstaben zum andern fügte, eine Zeile zur andern, Seite um Seite, jede mit 33 Zeilen. Bis darüber ein Pergamentband mit etwa 230 Seiten geschaffen war, der wie aus einem Guß, wie in einem gewaltigen Atemzug geschrieben wirkt. Nur für Augenblicke wird des ritterlichen Mannes Auge über das Pergament hinweg zur lieblichen Bodenseelandschaft geschweift sein. Und als er sein Werk vollendet, das Heldenlied seines Volkes für alle Zeiten unverlierbar gesungen hatte da mag ihn der Stolz überwältigt haben, daß er als der Nibelungen treuester Gefolgsmann vom Anfang bis zum bittern Ende um sie hatte sein dürfen ...

Vom Schicksal des Pergamentbandes können wir nur sagen, daß er benutzt wurde: im Gegensatz zu zahlreichen Klosterhandschriften, die offenkundig Prunkstücke der Klosterbibliotheken und nur wenigen Händen zugänglich waren, zeigt er die Spuren, die ein Buch aufweist, das durch die Hände zahlreicher Leser ging. Die tatsächlichen Schicksale sind nur vermutbar. Auf Burg Altems entstanden, wird die Handschrift auf der Burg geblieben und während des Appenzellerkrieges von 1407 geborgen gewesen sein. Die von den Appenzellern eingenommene und gebrochene Bergfeste wurde bald wieder aufgebaut, schöner und in den Maßen gewaltiger, als sie gewesen. Und als die Grafen von Ems ihr Schloß Hohenems am Fuß des Berges errichteten, nahmen sie ihre Burgbibliothek mit hinab.

Damit war die Heimstätte des Nibelungenliedes dem Verfall preisgegeben. Schließlich, 1792, das unverständliche Ende! Die Landesregierung in Bregenz ordnete an, daß „die

Materialien" verkauft werden sollten, d. h. die Burg wurde auf Abbruch versteigert. Sechs Hohenemser ersteigerten die Gebäude, nutzten sie als Steinbruch, verschleppten die Steine als Baumaterial und demolierten Altems von grundauf. Nur geringe Reste der einst mächtigen, geschichtlich und kulturgeschichtlich so bedeutsamen Burganlage blieben erhalten.

Die Handschrift des Nibelungenliedes wurde zusammen mit einer etwas späteren Abschrift und zahlreichen weiteren mittelalterlichen Handschriften beim Aussterben der Edeln von Ems von Hohenems weggebracht. Einige, darunter die des Heldenliedes, schenkte die Erbin einem Prager Rechtsanwalt. Der wußte sie besser zu schätzen und versuchte — in Wien tagte der Kongreß, den man mitleidig belächelt, er habe nur getanzt, während er in Wirklichkeit ein Friedenswerk allergrößten Ausmaßes zuwege brachte und auf Jahrzehnte hinaus die Verhältnisse in Europa ordnete, wortwörtlich: ordnete — während des Wiener Kongresses versuchte der Rechtsanwalt, die Handschrift an den Mann zu bringen, den richtigen Mann versteht sich, und kam mit einem reichen Engländer in Verhandlungen. In sie schaltete sich der fürstenbergische Kongreßbeauftragte Freiherr von Laßberg ein und erwarb für eine hohe Summe, die ihm seine Gönnerin, die verwitwete Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, zur Verfügung stellte, die Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes. Sie wurde das Prunkstück seiner reichen Sammlung an mittelalterlichen Handschriften.

Josef Freiherr von Laßberg, Sohn einer Familie, die dem fürstenbergischen Staat eine Reihe tüchtiger Beamter stellte, Forstmeister in fürstlichen Diensten, schließlich fürstenbergischer Landesforstmeister, war eine Persönlichkeit eigener Prägung. Nachdem er als Beamter dem fürstlichen Haus wertvolle Dienste hatte leisten können, zog er sich 1817 verhältnismäßig früh von den Amtsgeschäften zurück und widmete sich seiner Liebhaberei. Er sammelte — mit fanatischem Eifer, ungewöhnlichem Fleiß, großem Geschick und unwahrscheinlichem Finderglück. Er sammelte alle Lebensäußerungen des Mittelalters, der, wie man sie damals nannte, „altdeutschen" Epoche. Er sammelte und liebte sie. Umgeben von seinen Handschriften und Büchern spann er sich in das Mittelalter ein. Mittelalterlich war die Zimmereinrichtung, waren die Möbel, die Teller und Gläser auf dem Tisch. An den Wänden hingen mittelalterliche Gemälde, in den Ecken standen mittelalterliche Waffen. Laßberg selbst aber saß zwischendrin, malte Codices ab, führte Korrespondenzen über sie und seine Schätze, über altdeutsche Münzen, Geräte, Gewehre.

Die umfassende Kenntnis mittelalterlicher Lebensformen und Lebensabläufe, die anspruchslose und liebenswürdige Art, sich zu geben und eine unbegrenzte Gastfreundschaft gewannen Laßberg die bedeutendsten Vertreter der Germanistik, Jakob Grimm, Uhland, Schwab und zahlreiche andere Gelehrte, zu Freunden. Sie waren immer wieder Laßbergs Gäste, zunächst in Eppishausen im Thurgau, von 1838 an auf der alten Meersburg hoch über dem Bodensee. Den Umtrieb dort schildern mit allen, gelegentlich recht neckischen Einzelheiten die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff, der jungen Schwägerin des greisen Schirmherrn des „Altdeutschen".

Keiner der vielen, die kamen, war der alten Burg gemäßer als der Burgherr selbst. Keiner hatte wie er ins deutsche Mittelalter zurückgefunden. Wie einen wärmenden Mantel umhüllten ihn die Mauern des Dagobertturms, dem man nachrühmt, er sei getürmt aus Urgesteinsfindlingen, die in der Zweiten Eiszeit von den Alpengletschern ins Tal hinabgetragen wurden, erbaut worden unter König Dagobert, einem Nachkommen des Merowingerkönigs Chlodwig, des Herrschers der salischen Franken. Zum Greifen nahe mag der greise Mann gefühlt haben, wie die „altdeutsche" Geschichte, die Geschichte

Die Meersburg phot. Ed. v. Pagenhardt

Herbst am Bodensee phot. H. Schwarzweber

des großen deutschen Mittelalters, in den Räumen mitschwang, wenn er an einem Winterabend vor dem Kaminfeuer träumte: Als Beherrscher des Bodenseeraumes konnte sich fühlen, wer auf der Meersburg gebot, der Karolinger, der Welfe, der Hohenstaufe. Nicht umsonst hatten, wie er wußte, Karl Martell und Friedrich Barbarossa hier ihre Standarte wehen lassen. Und Konradin, der letzte Hohenstaufe, spann lange auf der Meersburg die politisch-diplomatischen Fäden, mit denen er die Gespinste seiner Gegner zu durchkreuzen versuchte. Er konnte nicht ahnen, daß er zwischen den Mühlsteinen gewissenlosester italischer Ränke zerrieben und als Opfer von Gesindel auf dem Schafott in Neapel einer Banditenhorde das Schauspiel gewähren würde, daß ein wehrloser deutscher Fürst dem Schwertschlag eines brutalen neapolitanischen Henkers erliegen mußte.

Den Alten auf der Meersburg mag dieses Wissen wie ein Fieber durchwühlt haben. Hatte er doch miterlebt, wie die Welt des Mittelmeerraumes, die antike wie die mittelalterliche, die Menschen seiner Zeit so betörte, daß sie über die Geschichte des eigenen

Volkes, die gigantische Zeit des deutschen Mittelalters, hochmütig hinwegsahen. Ahnten sie denn nicht, was sie mit einer albernen Geste beiseite schoben? Daß sie, wurzellos werdend und sich als Kosmopoliten fühlend, sich des Besten in ihnen begaben?

O, er wußte um die Geschichte der Meersburg, der Alte. Wußte, daß nach Konradins schmachvollem Sterben die Burg der Sitz der Bischöfe von Konstanz geworden war. Daß edle Männer aus mächtigen Geschlechtern hier ihr geistliches und weltliches Regiment geführt hatten, Zollern, Fugger, Schönborn, Hochberg, Dalberg — Diener ihrer Kirche und Regenten, die sich bewußt waren, was sie ihrem Amt als Bischöfe von Konstanz schuldeten. Sie hatten kein bequemes Luderleben geführt, sondern gearbeitet, zum Segen ihres Amtes und — ihrer Untertanen. Wohl hatten sie sich etwas gegönnt, wohl hatten sie repräsentiert. Aber nicht auf Kosten ihrer Untertanen! Diese waren „unter dem Krummstab" geborgen gewesen und wohlhabend geworden. Sie fühlten sich keineswegs bedrückt.

Ihnen nahm der badische Staat, der Erbe des bischöflichen Besitzes, mehr, als er ihnen geben konnte. Das war wenig genug. Er hing ja selbst völlig „in der Luft". Wie für alle deutschen Staaten genügte eine Laune Napoleons, ein neuer Schachzug, alles mühsam Erreichte ins Gegenteil zu verkehren. Das wußte der „Mann auf der Straße" genau so, wie er heute Bescheid weiß und sich von bezahlten Schwätzern von seinem auf gesundem Menschenverstand beruhenden Urteil nicht abbringen läßt.

Sehr bald wurde spürbar, daß der Staat eine Reihe von Geschenken bekommen hatte, die unerfreulich waren, ihn erheblich belasteten, ihm Verpflichtungen auferlegte, an denen jeder, er mochte wollen oder nicht, teilhatte. An den zweckentfremdeten Gebäuden hatte niemand Freude, keinesfalls der, der hergeben mußte, indes auch nicht jener, der bekam. Lange stand man der Frage hilflos gegenüber. Die Regierungsstellen ließen die Entwicklung weitergehen, näherhin: die Gebäude verwahrlosten, nachdem man die Einrichtungen, etwa der Klöster, verschenkt oder in Versteigerungen verschleudert hatte.

Die Anfänge dieser Entwicklung konnte Laßberg zunächst im eigenen fürstenbergischen Land, dann von Eppishausen aus verfolgen. Nicht als ob sie in der Schweiz anders verlaufen wäre! Auch dort verschwand und verkam kostbares altes Kulturgut.

Laßberg sah, wie unersetzliches „Altdeutsches" zugrundeging, Klostergebäude, Klosterbibliotheken, Kirchengerät. Die Gleichgültigkeit und Unvernunft mußten ihn empören — seiner Sammlerleidenschaft indes standen ungeahnte Möglichkeiten offen! Was hat er in jenen Jahren nicht alles zusammengetragen! Trotz der geringen Geldmittel, über die er verfügte, zusammenscharren können! Mit Finderglück spürte er auf, was sonst in alle Winde verstreut worden wäre. Seine Sammlungen wuchsen immerfort, die Fülle „altdeutscher" Handschriften, Bücher, Gemälde, Möbel, Geräte stieg ins Unabsehbare. Gleichwie in den gleichen Jahren die Sammlung des Konstanzer Großkaufmanns Johann Nikolaus Vincent, der, zwar vorwiegend auf Glasgemälde und Wappenscheiben spezialisiert, erwarb er, was ihm in die Hände kam.

Es klingt geradezu unwahrscheinlich, mit welcher Unbekümmertheit und ohne das mindeste Gefühl für geschichtliches Gewordensein der Staat mit Werten von einmaliger Bedeutung umsprang: Vincent konnte Ende der dreißiger Jahre den größten Teil des Inventars des vordem bischöflichen Schlosses, des Neuen Schlosses, in Meersburg erwerben, die Möbel des Kapitelsaales ebenso wie fast alles andere, das in den Räumen stand und an den Wänden hing.

Das alte Meersburger Schloß, die Jahrhunderte alte Burg wurde — wie vierzig Jahre zuvor Burg Altems — auf Abbruch verkauft. Vor dem barbarischen Schicksal, in einen Steinbruch umgewandelt zu werden, bewahrte es der Mann, der das „Altdeutsche" schon immer behütet hatte: Josef von Laßberg. Seinen Wohnsitz und damit seine Sammlungen verlegte er alsbald auf die Meersburg. Auf ihr fand die Emser Handschrift des Nibelungenliedes eine neue Heimstätte. Bis sie 1855 bei Laßbergs Tod Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg großzügig mit allen übrigen Kostbarkeiten auf Grund eines Kaufvertrages von 1853 übernahm.

Was wäre Meersburg heute, wenn das „alte Schloß" das Schicksal von Burg Altems genommen hätte? Es ist nicht auszudenken, was die Stadtsilhouette verloren hätte, ganz zu schweigen vom Verlust als Kulturstätte, hätte nicht Laßberg das Baudenkmal errettet, indem er es bewohnte, statt — abbrechen ließ! Reichlich hundert Jahre trennen uns von diesem absurd destruktiven Denken, das — bittere Ironie! — dem Mittelalterkult eines Ludwig II. von Bayern, eines Richard Wagner unmittelbar vorangeht. Auch in ihrem Bau-, Raum- und Zeitdenken taumeln die Menschen zwischen Extremen. Zelt oder Hochhaus — die Jahrhunderte könnten uns gelehrt haben, daß es Möglichkeiten gibt, die dazwischenliegen!